



RECLAM BIBLIOTHEK

Marcel Proust

Auf der Suche  
nach der verlorenen Zeit

Band 5

Die Gefangene

(Erster Teil von Sodom und Gomorrha III)

Übersetzung und Anmerkungen  
von Bernd-Jürgen Fischer

Reclam



# Inhalt

## Die Gefangene

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	258
Drittes Kapitel	446

## Anhang

Zum fünften Band der Ausgabe	569
Anmerkungen	573
Literaturhinweise	698
Inhaltsübersicht	707
Namenverzeichnis	715



## Erstes Kapitel

### *Gemeinsames Leben mit Albertine.*

Gleich morgens, mit dem Kopf noch zur Wand und noch ehe ich gesehen hatte, wie der Lichtstreifen über den hohen Fenstervorhängen gefärbt war, wusste ich bereits, was für ein Wetter herrschte. Die ersten Geräusche von der Straße hatten mir das mitgeteilt, je nachdem, ob sie von der Feuchtigkeit gedämpft und verzerrt oder aber vibrierend wie Pfeile durch den hallenden leeren Raum eines weit offenen, eisigen, klaren Morgens zu mir drangen; schon an dem Rollen der ersten Trambahn hatte ich gehört, ob sie im Regen fröstelte oder ins Blaue aufbrach. Und vielleicht war diesen Geräuschen selbst irgendein schnelleres, durchdringenderes Ausströmen vorausgegangen, das durch meinen Schlaf glitt und darin die traurige Ankündigung von Schnee verbreitete oder eine bestimmte kleine Mittelsperson zum Ruhme der Sonne darin so zahlreiche Lobgesänge anstimmen ließ, dass diese schließlich für mich, der ich noch im Schlaf zu lächeln begann und dessen geschlossene Lider sich darauf vorbereiteten, geblendet zu werden, in ein ohrenbetäubendes musikalisches Wecken übergingen. Im übrigen nahm ich zu jener Zeit das Leben draußen vor allem von meinem Zimmer aus wahr. Ich weiß noch, dass Bloch erzählte, er habe, wenn er mich abends besuchen wollte, jemanden sprechen gehört; da sich meine Mutter in Combray befand und er niemals jemanden in meinem Zimmer antraf, kam er zu dem Schluss, ich hielte Selbstgespräche. Als er viel später erfuhr, dass Albertine damals bei mir wohnte, und begriff, dass ich sie vor aller Welt versteckt hatte, erklärte er, dass er nun endlich den Grund sehe, weshalb ich zu jener Zeit meines Lebens nie hatte ausgehen wollen. Er täuschte sich. Das konnte man ihm allerdings verzeihen, denn die Wirklichkeit

ist, selbst wo sie sich zwangsläufig ergibt, niemals vollkommen vorhersehbar, und diejenigen, die über das Leben eines anderen irgendeine Einzelheit erfahren, ziehen daraus umgehend Folgerungen, die gar keine sind, und sehen in der neuentdeckten Tatsache die Erklärung für Dinge, die in keinerlei Zusammenhang mit ihr stehen.

Wenn ich jetzt daran denke, dass meine Freundin seit unserer Rückkehr aus Balbec in Paris unter dem gleichen Dach gelebt hat wie ich, dass sie den Gedanken aufgegeben hatte, eine Kreuzfahrt zu machen, dass sie ihr Zimmer zwanzig Schritte von dem meinen hatte, am Ende des Korridors, in dem mit Wandteppichen ausgekleideten Arbeitszimmer meines Vaters, und dass sie jeden Abend, sehr spät, bevor sie mich verließ, ihre Zunge in meinen Mund gleiten ließ wie das täglich Brot, wie eine kräftigende Nahrung und mit dem fast geheiligten Charakter allen Fleisches, dem die Leiden, die wir um seinetwillen erduldeten, schließlich eine Art moralischer Süße verliehen haben, dann fällt mir sofort als Vergleich nicht etwa jene Nacht ein, die ich mit Erlaubnis des Rittmeisters von Borodino in der Kaserne verbringen durfte als eine Gunst, die letztlich nur einem vorübergehenden Unwohlsein abhalf, sondern jene, in der mein Vater Maman in dem kleinen Bett neben meinem eigenen schlafen hieß. Wenn uns das Leben einmal mehr von einem Leiden verschonen soll, das unvermeidlich erschien, so tut es dies unter so verschiedenen, manchmal derart entgegengesetzten Umständen, dass schon fast ein Frevel darin zu liegen scheint, die Gleichartigkeit der jeweils gewährten Gnade festzustellen!

Wenn Albertine von Françoise erfahren hatte, dass ich in der Nacht meines Zimmers mit den noch geschlossenen Vorhängen nicht mehr schlief, genierte sie sich nicht, in ihrem Badezimmer ein wenig Lärm beim Baden zu machen. Dann ging ich oft, statt abzuwar-

ten, bis sie fertig wäre, in ein anderes Badezimmer, das gleich neben ihrem lag und ein angenehmer Aufenthaltsort war. Früher verauslagte ein Theaterdirektor Hunderttausende von Franc, um den Thron, auf dem die Diva eine Kaiserin spielte, mit echten Smaragden zu besetzen. Die Russischen Ballette haben uns gezeigt, dass ein einfaches Lichterspiel, lässt man es an der richtigen Stelle erscheinen, ebenso prachtvolle und noch vielfältigere Juwelen hervorbringt. Dieses schon weniger substantielle Dekor ist aber dennoch nicht so anmutig wie jenes, mit dem die Sonne um acht Uhr morgens dasjenige ersetzte, das wir für gewöhnlich dort sahen, wenn wir erst gegen Mittag aufstanden. Die Fenster unserer beiden Badezimmer waren, damit man uns nicht von draußen sehen konnte, nicht glatt, sondern mit einem künstlichen, altmodischen Rauhreif überzogen. Die Sonne färbte mit einem Mal diesen gläsernen Mousselin gelb ein, vergoldete ihn, legte behutsam in mir einen früheren, jungen Mann frei, den die Gewohnheit seit langem verborgen hatte, und machte mich trunken von Erinnerungen, als befände ich mich in der freien Natur vor goldenem Laubwerk, das nicht einmal einen Vogel vermissen ließ. Denn ich hörte Albertine in einem fort pfeifen:

*Les douleurs sont des folles,  
Et qui les écoute est encor plus fou.*

Ich liebte sie zu sehr, um nicht über ihren schlechten Musikgeschmack vergnügt zu lächeln. Von diesem Lied war übrigens Madame Bontemps im vergangenen Sommer ganz hingerissen gewesen, hatte dann aber bald gehört, dass es für eine Schnulze gehalten wurde, weshalb sie Albertine nicht mehr bat, es zu singen, wenn sie Gäste hatte, sondern es durch

*Une chanson d'adieu sort des sources troublées*

ersetzte, das seinerseits bald zu einem »alten Gassenhauer von Massenet« wurde, »mit dem die Kleine uns in einem fort die Ohren vollquakt«.

Eine Wolke zog vorbei, verdunkelte die Sonne, ich sah den keuschen, beblätterten Glasvorhang erlöschen und wieder zu einem Grau in Grau werden.

Die Zwischenwand, die unsere beiden Badezimmer trennte (das von Albertine, das ganz dem meinen glich, war eines, das Maman, die noch ein anderes am anderen Ende der Wohnung hatte, niemals benutzte, um mich nicht durch Geräusche zu stören), war so dünn, dass wir, während wir uns jeweils in unserem eigenen wuschen, miteinander sprechen und, nur vom Plätschern des Wassers unterbrochen, eine Unterhaltung in jener Intimität führen konnten, wie sie in Hotels häufig die Enge der Zimmer und die Nähe der Räume zueinander ermöglicht, die in Paris jedoch äußerst selten ist.

Manchmal auch blieb ich im Bett liegen und träumte so lange vor mich hin, wie ich wollte, denn man hatte Anweisung, niemals in mein Zimmer zu kommen, bevor ich geläutet hatte, was aber, da der Klingelknopf so unbequem über meinem Bett angebracht worden war, so lange dauerte, dass ich es oft leid wurde, zu versuchen sie zu erreichen, und zufrieden, allein zu sein, noch einige Augenblicke liegen blieb und fast wieder einschlief. Nicht etwa, dass ich völlig gleichgültig gegenüber Albertines Aufenthalt bei uns gewesen wäre. Die Trennung von ihren Freundinnen bewirkte, dass meinem Herzen neue Leiden erspart blieben. Sie beließ es in einem Zustand der Stille, einer Unbeweglichkeit nahezu, die ihm helfen würden zu gesunden. Doch letztlich war die Ruhe, die meine Freundin mir verschaffte, eher nur eine Linderung des Leidens

denn eine Freude. Nicht, dass sie mir nicht ermöglicht hätte, auch davon die eine oder andere zu genießen, die der allzu lebhaftes Schmerz mir verschlossen hatte, doch diese Freuden, die nicht im entferntesten Albertine zu verdanken waren, die ich übrigens nicht einmal mehr hübsch fand und mit der ich mich langweilte, von der ich das deutliche Gefühl hatte, sie nicht mehr zu lieben, diese genoss ich ganz im Gegenteil dann, wenn Albertine nicht bei mir war. Deshalb ließ ich sie auch, um den Morgen zu beginnen, nicht sofort rufen, vor allem, wenn schönes Wetter war. Einige Augenblicke lang blieb ich in dem Bewusstsein, dass sie mich glücklicher machen würde als Albertine, allein mit der kleinen inneren Person, die singend die Sonne begrüßte und die ich bereits erwähnt habe. Von denjenigen, aus denen sich unsere Individualität zusammensetzt, sind es nicht die auffälligsten, die uns am wichtigsten sind. In mir werden, wenn die Krankheit eine nach der anderen zu Boden geworfen hat, zwei oder drei übrig bleiben, die ein zäheres Leben haben als die anderen, insbesondere ein gewisser Philosoph, der erst glücklich ist, wenn er zwischen zwei Werken oder zwei Wahrnehmungen eine Gemeinsamkeit entdeckt hat. Doch oft habe ich mich gefragt, ob der letzte von allen nicht das kleine Männlein sein wird, das so sehr jenem anderen ähnelt, das der Optiker von Combray in sein Schaufenster gestellt hatte, damit es das Wetter anzeigt, und das seine Kapuze abstreifte, sobald es sonnig wurde, und sie wieder aufsetzte, wenn es anfang zu regnen. Ich kannte den Egoismus dieses kleinen Männleins; ich mag getrost an einem Ersticken anfall leiden, den allein einsetzender Regen beruhigen würde, darum schert er sich nicht, und bei den ersten so sehnsüchtig erwarteten Tropfen kommt ihm seine Heiterkeit abhanden, nur übellaunig setzt er seine Kapuze wieder auf. Umgekehrt bin ich davon überzeugt, dass in meiner Todesstunde, wenn alle meinen anderen Ichs schon gestorben sein werden, dieses Barometer-Männ-

lein, wenn zufällig ein Sonnenstrahl hereinfällt, während ich meinen letzten Seufzer ausstoße, sich pudelwohl fühlen und seine Kapuze abstreifen wird, um singend auszurufen: »Ah!, endlich wird es schön.«

Ich läutete nach Françoise. Ich schlug den *Figaro* auf. Ich suchte darin vergeblich nach einem Artikel – oder was ich dafür hielt –, den ich an diese Zeitung geschickt hatte und der nichts anderes war als der geringfügig redigierte, erst kürzlich wiedergefundene Text über die Glockentürme von Martinville, den ich damals im Wagen von Doktor Percepiéd geschrieben hatte. Dann las ich den Brief von Maman. Sie fand es absonderlich und schockierend, dass ein junges Mädchen allein mit mir zusammenwohnte. Am ersten Tag, in dem Augenblick, in dem sie Balbec verließ, als sie mich so unglücklich gesehen hatte und beunruhigt darüber war, mich allein zu lassen, war meine Mutter womöglich froh gewesen, als sie erfuhr, dass Albertine mit uns abreiste, und sah, dass man in die Achterbahn neben unseren eigenen Koffern (jenen, neben denen ich die Nacht im Hotel von Balbec weinend verbracht hatte) auch Albertines schmale, schwarze Koffer verladen hatte, die mir die Form von Särgen zu haben schienen und von denen ich nicht wusste, ob sie das Leben oder den Tod ins Haus bringen würden. Doch das hatte ich mich nicht einmal gefragt, so voller Freude war ich darüber, nach dem Grauen bei dem Gedanken, in Balbec bleiben zu müssen, Albertine an diesem strahlenden Morgen zu entführen. Doch wenn auch meine Mutter diesem Vorhaben anfangs nicht ablehnend gegenübergestanden hatte (sie sprach so sanft zu meiner Freundin wie eine Mutter, deren Sohn schwer verwundet wurde und die seiner jungen Geliebten dankbar ist, dass sie ihn so hingebungsvoll pflegt), so tat sie es doch zunehmend, seit es nur allzu sehr Wirklichkeit geworden war und sich der Aufenthalt des jungen Mädchens bei uns hinzog, zudem in Abwesenheit meiner

Eltern. Von dieser Ablehnung kann ich nicht einmal sagen, dass meine Mutter sie mich jemals hätte merken lassen. Wie früher, als sie mir nicht mehr meine Nervosität und meine Trägheit vorzuwerfen wagte, hatte sie jetzt Bedenken – die ich in dem Augenblick vielleicht nicht erkannte oder nicht erkennen wollte – zu riskieren, dass sie mit Vorbehalten gegen das junge Mädchen, von dem ich ihr gesagt hatte, dass ich mich mit ihm verloben wolle, mein Leben verdüstern, meine zukünftige Ergebenheit gegenüber meiner Frau vermindern, womöglich gar für die Zeit, wenn sie selbst nicht mehr wäre, den Keim der Reue darüber anlegen könnte, ihr durch die Heirat mit Albertine weh getan zu haben. Maman zog es vor, dem Anschein nach eine Wahl zu billigen, von der sie das Gefühl hatte, dass sie mich nicht davon würde abbringen können. Doch alle, die sie zu jener Zeit gesehen haben, haben mir gesagt, dass zu ihrem Schmerz, ihre Mutter verloren zu haben, noch ein Ausdruck von ständiger Besorgnis hinzutrat. Diese geistige Anspannung, dieser innere Zwiespalt hatten bei Maman einen Hitzestau in den Schläfen zur Folge, und sie öffnete ständig die Fenster, um sich abzukühlen. Doch einen Entschluss zu fassen gelang ihr nicht, aus Angst, mich in einem ungünstigen Sinn zu »beeinflussen« und mir das zu vergällen, was sie für mein Glück hielt. Sie konnte sich nicht einmal dazu durchringen, mich daran zu hindern, Albertine vorläufig im Haus zu behalten. Sie wollte sich nicht als strenger erweisen als Madame Bontemps, die das vor allem anging und die zur großen Verwunderung meiner Mutter nichts Ungehöriges daran fand. In jedem Fall aber bedauerte sie, uns beide allein lassen zu müssen, indem sie gerade in diesem Augenblick nach Combray abreiste, wo sie viele Monate würde bleiben müssen (und in der Tat blieb), während deren meine Großtante sie pausenlos, Tag und Nacht brauchen würde. Dort wurde ihr übrigens dank der Güte und Ergebenheit Legrandins alles leichtgemacht, der keine Mühe

scheute und seine Rückkehr nach Paris von Woche zu Woche aufschob, ohne meine Tante recht eigentlich zu kennen, sondern einfach, weil sie zum einen eine Freundin seiner Mutter gewesen war, und dann, weil er spürte, dass die todgeweihte Kranke seine Fürsorge schätzte und nicht auf ihn verzichten konnte. Der Snobismus ist zwar eine ernsthafte Erkrankung der Seele, doch eine lokale, die sie nicht ganz und gar verdirbt. Ich allerdings war, im Gegensatz zu Maman, äußerst glücklich über ihren vorübergehenden Aufenthalt in Combray, ohne den ich hätte befürchten müssen, dass sie hinter Albertines (da ich diese schlecht bitten konnte, es zu verheimlichen) Freundschaft mit Mademoiselle Vinteuil kommen würde. Dies wäre für meine Mutter ein absolutes Hindernis nicht nur für eine Heirat gewesen – über die mit meiner Freundin noch nicht in endgültigen Begriffen zu sprechen sie mich übrigens gebeten hatte und an die zu denken mir immer unerträglicher wurde –, sondern auch dafür, dass sie überhaupt einige Zeit in unserem Haus verbrachte. Außer bei einem so schwerwiegenden Grund, von dem sie nichts wusste, war Maman durch die doppelte Wirkung des erhebenden und befreienden Beispiels meiner Großmutter einerseits, die George Sand bewunderte und für die die Tugend ausschließlich im Adel des Herzens bestand, und meines eigenen verderblichen Einflusses andererseits inzwischen nachsichtig mit Frauen, deren Lebensweise sie früher oder auch heute noch, hätte es sich um bürgerliche Freundinnen aus Paris oder Combray gehandelt, streng beurteilt hätte, deren große Seelen ich ihr gegenüber aber rühmte und denen sie viel vergab, weil sie mich gernhatten. Dennoch und sogar jenseits der Frage der Schicklichkeit glaube ich, dass Albertine unerträglich gewesen wäre für Maman, die aus Combray, von meiner Tante Léonie und allen ihren Verwandten her, Ordnungsvorstellungen beibehalten hatte, von denen meine Freundin nicht ansatzweise eine Ahnung hatte. Sie hätte

niemals eine Tür hinter sich geschlossen und hätte sich umgekehrt nicht gescheut, wie sonst nur ein Hund oder eine Katze durch jede Tür einzutreten, die offen stand. Ihr etwas lästiger Charme bestand also darin, im Haus weniger wie ein junges Mädchen als wie ein Haustier anwesend zu sein, das in den Räumen ein- und ausgeht, sich überall aufhält, wo man es nicht erwartet, und das sich – was für mich eine tiefe Ruhe bedeutete – auf mein Bett neben mich warf, sich dort ein Plätzchen bereitete, von dem sie sich nicht mehr wegrührte, und zwar ohne zu stören, wie es bei einer Person der Fall gewesen wäre. Trotzdem stellte sie sich schließlich auf meine Schlafenszeiten ein, indem sie nicht nur nicht mehr versuchte, in mein Zimmer zu kommen, sondern auch keinen Lärm mehr machte, bevor ich geklingelt hatte. Françoise hatte sie diesen Regeln unterworfen. Sie war einer dieser Dienstmädchen aus Combray, die den Rang ihres Herrn kennen und wissen, dass das Mindeste, was sie tun können, darin besteht, ihm in vollem Umfang zukommen zu lassen, was ihm nach ihrer Ansicht gebührt. Wenn ein fremder Besucher Françoise ein Trinkgeld gab, das sie mit dem Küchenmädchen teilen sollte, so hatte der Spender noch kaum sein Geldstück überreichen können, als Françoise auch schon ebenso geschwind wie diskret und energisch das Küchenmädchen beiseitennahm, das sich dann nicht halblaut murmelnd bedankte, sondern so offen und klar, wie es sich schickte und wie Françoise es ihm beigebracht hatte. Der Pfarrer von Combray war kein großer Geist, aber auch er wusste, was sich gehört. Unter seiner Anleitung war die Tochter protestantischer Cousins der Madame Sazerat zum Katholizismus übergetreten, und ihre Familie hatte sich musertgültig ihr gegenüber verhalten. Dann stellte sich die Frage einer Heirat mit einem Adligen aus Méséglise. Die Eltern des jungen Mannes schrieben, um Erkundigungen einzuziehen, einen ziemlich hochmütigen Brief, in dem vor allem die protestantische Her-

kunft herabgesetzt wurde. Der Pfarrer von Combray antwortete in einem solchen Ton, dass der Adlige aus Méséglise einen weiteren, ganz anderen Brief schrieb, in dem er tief betrübt und kniefällig als allerhöchste Gunst erflachte, sich mit dem jungen Mädchen verbinden zu dürfen.

Es lag kein besonderes Verdienst Françoises darin, dass sie Albertine lehrte, meinen Schlaf zu respektieren. Sie war von dieser Tradition durchtränkt. An ihrem beharrlichen Schweigen oder der kurzangebundenen Antwort auf den Vorschlag, mein Zimmer zu betreten oder mich etwas fragen zu lassen, den Albertine ganz unschuldig vorgebracht hatte, merkte diese verblüfft, dass sie sich in einer fremden Welt mit unbekanntem Bräuchen befand, deren Lebensweise Gesetzen unterlag, an deren Übertretung gar nicht zu denken war. Sie hatte davon schon einen ersten Vorgeschmack in Balbec bekommen, doch in Paris versuchte sie nicht einmal, sich zu widersetzen, und wartete jeden Morgen geduldig mein Läuten ab, bevor sie es wagte, Geräusche zu machen.

Die Erziehung, die Françoise ihr angedeihen ließ, war übrigens auch für unsere alte Dienerin selbst sehr heilsam, weil sie nach und nach die Seufzer zum Verstummen brachte, die sie seit der Rückkehr aus Balbec pausenlos ausstieß. Denn in dem Augenblick, in dem wir die Tram bestiegen, fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, sich von der »Gouvernante« des Hotels zu verabschieden, einer schnurrbärtigen Person, die den Etagedienst überwachte und Françoise kaum kannte, jedoch immer verhältnismäßig höflich zu ihr gewesen war. Françoise wollte partout umkehren, sie wollte aus der Tram aussteigen, ins Hotel zurückeilen, sich von der Gouvernante verabschieden und erst am nächsten Tag reisen. Weisheit und vor allem mein Grauen vor Balbec hielten mich davon zurück, ihr diese Gunst zu gewähren, aber sie hatte sich dadurch eine krankhafte, fiebrig schlechte Laune zugezogen, die auch die Luft-

veränderung nicht zum Verschwinden zu bringen vermocht hatte und die auch in Paris noch anhielt. Denn nach dem Kodex von Françoise, den die Flachreliefs von Saint-André-des-Champs anschaulich darstellen, ist es nicht verboten, den Tod eines Feindes herbeizusehnen oder gar herbeizuführen, jedoch ein Greuel, nicht zu tun, was sich gehört, eine Höflichkeit nicht zu erwidern, sich wie ein echter Rüpel nicht vor der Abreise von einer Etagen-Gouvernante zu verabschieden. Während der ganzen Fahrt ließ die unablässig wiederkehrende Erinnerung daran, dass sie dieser Frau nicht Lebewohl gesagt hatte, eine Röte in Françoises Wangen aufsteigen, die einen beängstigen konnte. Und wenn sie sich den ganzen Weg bis Paris weigerte, etwas zu essen oder zu trinken, dann womöglich mehr noch, weil sich ihr diese Erinnerung »wie ein Stein auf den Magen legte« (jede soziale Schicht hat ihre eigene Pathologie), denn um uns zu bestrafen.

Zu den Gründen, weshalb Maman mir jeden Tag einen Brief schrieb, und zwar einen Brief, in dem niemals irgendein Zitat von Madame de Sévigné fehlte, gehörte die Erinnerung an meine Großmutter. Maman schrieb mir: »Madame Sazerat hat für uns eines dieser kleinen Essen gegeben, deren Geheimnis nur sie kennt und die, wie Deine arme Großmutter mit einem Zitat von Madame de Sévigné gesagt haben würde, uns der Einsamkeit entreißen, ohne uns in Gesellschaft zu bringen.« In meinen ersten Antworten besaß ich die Einfalt, Maman zu schreiben: »An diesen Zitaten würde Deine Mutter Dich sofort erkennen.« Was mir drei Tage später diesen Rüffel eintrug: »Mein lieber Sohn, solltest Du die Absicht gehabt haben, mir gegenüber von *meiner Mutter* zu sprechen, so berufst Du Dich sehr zu Unrecht auf Madame de Sévigné. Sie hätte Dir geantwortet, wie sie es auch gegenüber Madame de Grignan getan hat: ›Hat sie Ihnen denn nichts bedeutet? Ich dachte, Sie seien verwandt.«

Indessen hörte ich die Schritte meiner Freundin, die aus ihrem Zimmer kam oder dorthin zurückkehrte. Ich klingelte, denn es war die Uhrzeit, zu der Andrée mit dem von Madame Verdurin zur Verfügung gestellten und mit Morel befreundeten Chauffeur kommen sollte, um Albertine abzuholen. Ich hatte mit dieser über die entfernte Möglichkeit einer Ehe mit ihr gesprochen; aber niemals in aller Form; sie selbst hatte, als ich sagte: »Ich weiß nicht, aber es wäre vielleicht möglich«, zurückhaltend mit einem melancholischen Lächeln den Kopf geschüttelt und geantwortet: »Aber nein, das wäre es nicht«, was bedeutete: »Ich bin zu arm.« Und obwohl ich weiterhin sagte: »Nichts ist weniger gewiss«, wenn es sich um Zukunftspläne handelte, tat ich momentan alles, um sie zu zerstreuen, ihr das Leben angenehm zu machen, und versuchte vielleicht auch unbewusst, damit in ihr den Wunsch nach einer Heirat mit mir wachzurufen. Sie lachte selbst über all diesen Luxus: »Andrées Mutter würde Augen machen, wenn sie sehen könnte, dass ich eine reiche Dame geworden bin wie sie selbst, das, was sie eine Dame ›mit Pferden, Wagen und Gemälden‹ nennt. Wie, habe ich Ihnen nie erzählt, dass sie das gesagt hat? Oh, die ist eine Marke! Was mich wundert, ist, dass sie Gemälden denselben Rang wie Pferden und Wagen zugesteht.«

Denn man wird später sehen, dass sich Albertine trotz einfältiger Sprachgewohnheiten, die ihr geblieben waren, erstaunlich entwickelt hatte, was mir aber völlig gleichgültig war, denn geistige Überlegenheit von Frauen hat mich immer so wenig interessiert, dass es aus reiner Höflichkeit geschah, wenn ich einmal die eine oder andere darauf hinwies. Einzig das sonderbare Genie von Céleste hätte mir vielleicht gefallen können. Ich musste unwillkürlich einen Augenblick darüber lächeln, wie sie zum Beispiel die Gelegenheit wahrnahm, dass Albertine nicht da war, um mich mit diesen Worten anzusprechen: »Gottheit vom Himmel, abgelagert auf

einem Bett!« Ich erwiderte darauf: »Aber hören Sie, Céleste, wieso denn ›Gottheit vom Himmel?‹ – »Oh, wenn Sie meinen, Sie hätten etwas mit denen gemein, die auf unserer elenden Erde wandeln, dann täuschen Sie sich aber gewaltig!« – »Und wieso ›abgelagert‹ auf einem Bett? Sie sehen doch, dass ich mich nur hingelegt habe.« – »Sie legen sich niemals nur hin. Hat man schon jemals jemanden so liegen sehen? Sie haben sich dort abgelagert. Mit Ihrem weißen Pyjama und Ihren Halsbewegungen sehen Sie in diesem Augenblick aus wie eine Taube.«

Albertine drückte sich jetzt, selbst bei ganz läppischen Angelegenheiten, völlig anders aus als das kleine Mädchen, das sie noch vor nur wenigen Jahren, damals in Balbec, gewesen war. Das ging so weit, dass sie von einem politischen Ereignis, das sie kritisierte, sagte: »Ich finde das formidabel«, und ich weiß nicht, ob es auch in jener Zeit war, dass sie anfang, von einem Buch, das sie schlecht geschrieben fand, zu sagen: »Es ist interessant, aber geschrieben ist es, beispielsweise, *wie von einem Schwein.*«

Das Verbot, mein Zimmer zu betreten, bevor ich geläutet hatte, amüsierte sie sehr. Da sie unsere Familiengewohnheit des Anführens von Zitaten übernommen hatte und dafür die Stücke benutzte, an deren Aufführung sie im Kloster beteiligt gewesen war und von denen ich ihr gesagt hatte, dass sie mir gefielen, verglich sie mich immer mit Ahasverus:

*... Tod ist jedes Kühnen Los  
Der ungerufen tritt vor seine Augen.  
Nichts schützt vor diesem schrecklichen Befehl:  
Nicht Stellung, noch Geschlecht; gleich ist die Schuld.  
Ich selber bin ...  
Diesem Gesetz wie jeder andre unterworfen,  
Auch ich darf nicht zuvor ihm kommen. Nein!*

*Will ich ihn sprechen, sucht er selbst mich auf,  
Sonst wenigstens lässt er mich vor sich rufen.*

Auch in körperlicher Hinsicht hatte sie sich verändert. Ihre länglichen – und jetzt noch länger gestreckten – blauen Augen hatten nicht die gleiche Form behalten; sie hatten zwar noch die gleiche Farbe, schienen jetzt aber in einen flüssigen Zustand übergegangen zu sein. Wodurch es, wenn sie sie schloss, so wirkte, als habe man mit Vorhängen den Blick aufs Meer versperrt. Dies war zweifellos das an ihr, woran ich mich vor allem anderen jede Nacht erinnerte, wenn ich sie verließ. Denn im Gegensatz dazu überraschte mich zum Beispiel lange Zeit morgens die Kräuselung ihrer Haare wie etwas ganz und gar Neues, das ich noch nie gesehen hatte. Und doch – was gibt es Schöneres über dem lächelnden Blick eines jungen Mädchens als diese gelockte Krone dunkler Veilchen? Das Lächeln verheißt größere Zuneigung; aber die kleinen glänzenden Kringel blühender Haare, die dem Fleisch näher verwandt sind und dessen Umsetzung in kleine Wellen sie zu sein scheinen, ziehen eher das Verlangen auf sich.

Kaum war sie in mein Zimmer eingetreten, sprang sie auf das Bett und bestimmte dann zuweilen meine geistige Verfassung, sie schwor mir in aufrichtigem Überschwang, dass sie lieber sterben würde, als mich zu verlassen: Das waren die Tage, an denen ich mich rasiert hatte, bevor ich sie kommen ließ. Sie gehörte zu den Frauen, die die Ursachen ihrer Empfindungen nicht auseinanderzuhalten vermögen. Das Vergnügen, das ihnen eine frische Gesichtsfarbe bereitet, erklären sie mit moralischen Vorzügen desjenigen, der ihnen für ihre Zukunft die Möglichkeit eines Glücks anzubieten scheint, das zudem in der Lage ist, in dem Maße zu schwinden und weniger gewiss zu werden, in dem er seinen Bart sprießen lässt.

Ich fragte sie, wohin sie fahren wolle. »Ich glaube, Andrée will mich zu den Buttes-Chaumont mitnehmen, die kenne ich noch nicht.« Natürlich war es mir unmöglich, bei so vielen anderen Äußerungen zu erahnen, ob sich gerade unter dieser eine Lüge versteckte. Im übrigen vertraute ich darauf, dass Andrée mir genau berichten würde, wo sie mit Albertine gewesen war. Als ich in Balbec Albertines allzu überdrüssig geworden war, hatte ich mir vorgenommen, Andrée vorzulügen: »Meine liebe Andrée, wenn ich Sie doch nur etwas früher wiedergesehen hätte! Dann hätte ich mich in Sie verliebt. Doch nun ist mein Herz schon anderweitig gebunden. Trotzdem sollten wir einander häufig treffen, denn meine Liebe zu einer anderen bereitet mir großen Kummer, und Sie würden mir helfen, Trost zu finden.« Nun, eben diese lügnerischen Worte waren binnen drei Wochen Wahrheit geworden. Vielleicht hatte Andrée in Paris geglaubt, dass es tatsächlich eine Lüge war und dass ich sie liebte, wie sie es zweifellos in Balbec geglaubt hätte. Denn die Wahrheit ändert sich derart für uns, dass es anderen schwerfällt, sich damit zurechtzufinden. Und da ich wusste, dass sie mir alles erzählen würde, was Albertine und sie unternehmen könnten, hatte ich sie gebeten, sie fast jeden Tag abzuholen, womit sie auch einverstanden war. So würde ich unbesorgt zu Hause bleiben können. Und das Ansehen, das Andrée als eines der Mädchen aus der kleinen Bande genoss, ließ mich darauf vertrauen, dass sie alles, was ich wollte, bei Albertine durchsetzen würde. Wirklich, ich hätte ihr jetzt vollkommen wahrheitsgemäß sagen können, dass sie imstande sei, mich zu beruhigen.

Andererseits rührte meine Wahl Andrées (die sich gerade in Paris aufhielt, da sie ihren Plan, nach Balbec zurückzukehren, aufgegeben hatte) als Begleiterin meiner Freundin daher, dass Albertine mir von der Zuneigung ihrer Freundin erzählt hatte, die diese in Balbec in einem Augenblick mir gegenüber empfand, in dem ich

ganz im Gegenteil befürchtete, sie zu langweilen, und hätte ich das damals gewusst, dann wäre es vielleicht Andrée gewesen, in die ich mich verliebt hätte. »Wie, das wussten Sie nicht?« sagte Albertine zu mir, »wir haben uns untereinander oft darüber lustig gemacht. Außerdem, haben Sie denn nicht bemerkt, dass sie angefangen hatte, Ihre Sprech- und Denkweise zu übernehmen? Vor allem, wenn sie gerade von Ihnen kam, war es geradezu verblüffend. Sie brauchte uns nicht zu sagen, ob sie Sie getroffen hatte. Wenn sie zu uns kam und mit Ihnen zusammen gewesen war, sah man es auf den ersten Blick. Wir schauten einander an und platzten los. Sie wirkte wie ein Schornsteinfeger, der einem weismachen will, er sei kein Schornsteinfeger, obwohl er ganz schwarz ist. Ein Müller braucht einem auch nicht zu sagen, dass er ein Müller ist, man sieht all das Mehl an ihm und auch die Stelle, wo er sich die Säcke aufgeladen hat. Genauso war es bei Andrée, sie zog die Brauen hoch wie Sie, und dann mit ihrem langen Hals, ich kann's Ihnen gar nicht sagen. Wenn ich mir ein Buch nehme, das sich in Ihrem Zimmer befunden hat, kann ich es ruhig draußen lesen, man wird doch sofort merken, dass es von Ihnen stammt, weil es noch etwas von Ihren widerlichen Räuchermitteln an sich hat. Es ist nur ein Nichts, ich kann es kaum beschreiben, aber eigentlich ein recht nettes Nichts. Jedesmal, wenn jemand freundlich über Sie gesprochen oder so gewirkt hatte, als hielte er viel von Ihnen, war Andrée völlig weg.«

Trotz alledem, um zu vereiteln, dass irgendetwas ohne mein Wissen vorbereitet würde, empfahl ich, für heute die Buttes-Chaumont sein zu lassen und lieber nach Saint-Cloud zu fahren oder sonstwohin.

Es war gewiss nicht so, und das wusste ich, dass ich Albertine auch nur im geringsten geliebt hätte. Die Liebe ist womöglich nichts weiter als das Umsichgreifen jener Strudel, die nach einer Gefühlsaufwallung die Seele bewegen. Einige hatten meine Seele

gründlich aufgewühlt, als Albertine mir in Balbec von Mademoiselle Vinteuil erzählt hatte, aber die waren jetzt zur Ruhe gekommen. Ich liebte Albertine nicht mehr, denn in mir war nichts mehr von dem inzwischen geheilten Leiden vorhanden, das ich in der Tram in Balbec empfunden hatte, als ich erfuhr, was für eine Jugend Albertine gehabt hatte, womöglich gar mit Besuchen in Montjouvain. Über all das hatte ich zu lange Zeit nachgedacht, das war ausgeheilt. Doch gelegentlich ließ mich eine bestimmte Art, sich auszudrücken, bei Albertine vermuten – ich weiß nicht, warum –, dass sie im Laufe ihres noch so kurzen Lebens schon viele Komplimente und Anträge erhalten und mit Vergnügen, oder anders gesagt, lustvoll, entgegengenommen haben musste. So sagte sie zu allem und jedem: »Wirklich?, ist das wirklich wahr?« Wenn sie wie Odette gesagt hätte: »Ist diese fette Lüge wirklich wahr?«, so hätte mich das nicht beunruhigt, denn gerade die Albernheit dieser Wendung hätte sich als eine dümmliche Banalität weiblichen Esprits erklären lassen. Doch ihre fragende Miene: »Wirklich?«, vermittelte zum einen den befremdlichen Eindruck eines Wesens, das sich über die Dinge nicht selbst klar zu werden vermag, das einen zum Zeugen aufruft, als ob es nicht über die gleichen Fähigkeiten wie man selbst verfügte (wenn man zu ihr sagte: »Jetzt sind wir schon eine Stunde unterwegs« oder: »Es regnet«, so fragte sie: »Wirklich?«). Leider dürfte, auf der anderen Seite, diese Unfähigkeit, sich selbst über äußere Erscheinungen klar zu werden, nicht der eigentliche Ursprung dieses »wirklich?, ist das wirklich wahr?« gewesen sein. Es schien vielmehr, als seien diese Worte seit ihrer verfrühten Frauwerdung Antworten auf ein: »Ich muss sagen, ich habe noch niemals eine so hübsche Person getroffen wie Sie«, oder: »Sie müssen wissen, dass ich Sie liebe, dass ich ganz außer mir bin« gewesen, Behauptungen, denen diese Fragen »ist das wahr?, ist das wirklich wahr?« mit kokett zustimmender Beschei-

denheit entsprachen und die Albertine mir gegenüber nur noch dazu benutzte, eine Behauptung mit einer Frage zu erwidern: »Sie haben länger als eine Stunde geschlafen.« – »Ist das wahr?«

Ohne mich auch nur im geringsten in Albertine verliebt zu fühlen und ohne die Augenblicke, die wir zusammen verbrachten, meinen Vergnügungen zuzurechnen, beschäftigte mich doch ständig, wie sie ihre Zeit zubrachte; gewiss, ich war aus Balbec geflohen, um sicher zu sein, dass sie nicht die eine oder andere Person treffen konnte, von der ich so sehr befürchtete, dass sie lachend, über mich lachend womöglich, Schlimmes tun würde, dass ich mit meiner Abreise versucht hatte, alle ihre üblen Verbindungen geschickt auf einen Schlag zu durchtrennen. Und Albertine verfügte über eine solche Kraft zur Passivität, über eine so außerordentliche Fähigkeit zu vergessen und sich zu fügen, dass diese Verbindungen tatsächlich zerstört worden waren und die krankhafte Angst geheilt, die mich verfolgt hatte. Doch diese kann ebenso viele Formen annehmen wie das unbestimmte Übel, auf das sie sich bezieht. Solange meine Eifersucht nicht in anderen Wesen wieder Fleisch geworden war, hatte ich nach meinen vergangenen Leiden eine Phase der Ruhe genossen. Doch einer chronischen Krankheit genügt der geringste Vorwand, um wieder aufzuleben, wie übrigens auch dem Laster des Wesens, das Ursache dieser Eifersucht ist, die kleinste Gelegenheit dazu dient, sich (nach einem Ruhepäuschen in Keuschheit) erneut, nur mit anderen Wesen, zu betätigen. Ich hatte Albertine von ihren Komplizinnen trennen und damit meine Wahnvorstellungen bannen können; doch wenn man sie auch diese Personen vergessen lassen und ihre Beziehungen kurzhalten konnte, so war ihr Drang zur Wollust ebenfalls chronisch und wartete womöglich nur auf eine Gelegenheit, sich auszuleben. Nun, davon bot Paris ebenso viele wie Balbec.

In welcher Stadt auch immer, sie brauchte nicht erst zu suchen,

denn das Übel lebte nicht in Albertine allein, sondern auch in anderen, denen jede Gelegenheit zum Vergnügen willkommen war. Ein Blick von der einen, den die andere sogleich versteht, bringt die beiden Liebeshungrigen zusammen. Und es fällt einer geschickten Frau leicht, so zu tun, als sähe sie nichts, dann aber fünf Minuten später auf die Person zuzugehen, die verstanden und sie in einer Nebenstraße erwartet hat, und mit zwei Worten ein Rendezvous zu vereinbaren. Wer kann das jemals wissen? Und für Albertine war es doch so einfach, mir, damit das weiterging, zu sagen, dass sie diese oder jene Gegend von Paris, die ihr gefallen habe, wiedersehen wolle. Daher genügte es, dass sie zu spät nach Hause kam, dass ihre Spazierfahrt unerklärlich lange dauerte, obwohl das womöglich leicht, auch ohne irgendwelche sinnlichen Beweggründe heranzuziehen, zu erklären gewesen wäre, damit mein Leiden wieder auflebte, dieses Mal mit Vorstellungen verbunden, die nicht aus Balbec stammten und die ich, wie auch die früheren, auszulöschen bemüht war, als ob das Vernichten einer vorübergehenden Ursache die Beseitigung eines angeborenen Übels nach sich ziehen könnte. Ich machte mir nicht klar, dass ich mit diesem Vernichtungswerk, bei dem ich Albertines Wandlungsvermögen und ihre Fähigkeit, den Gegenstand ihrer letzten Liebe zu vergessen, ja fast zu hassen, als Verbündete hatte, zuweilen dem einen oder anderen dieser unbekanntes Wesen, mit denen sie sich nacheinander vergnügt hatte, tiefen Schmerz zufügte und dass ich diesen Schmerz umsonst verursachte, denn sie würden zwar verlassen, aber ersetzt werden, und parallel zu dem Weg, der von so vielen, leichten Herzens von ihr begangenen Treulosigkeiten gesäumt war, würde sich für mich ein anderer, unbarmherziger, kaum von kurzen Atempausen unterbrochener erstrecken; so dass, wie mir hätte klar werden sollen, mein Leiden nur mit Albertine oder mit mir ein Ende nehmen konnte. In der ersten Zeit nach unserer Ankunft in Paris hatte ich